

Was ist eine jüdische Sprache? Überlegungen zur jüdischen Identität.

Vortrag zum Europäischen Tag der Jüdischen Kultur, 4. Sept 2016;
Überlingen, Städtisches Museum, Museumssaal, 17 Uhr.

Dr. Susanne Klingenstein (Boston/Mass)

Im Sommer 2015 sagte die amerikanische Germanistin Ruth Klüger, die in Wien geboren wurde und als junges Mädchen Theresienstadt, Auschwitz und Gross-Rosen überlebte, -- sagte also Ruth Klüger an der Ben Gurion Universität in Beer Sheva im Süden Israels: „Deutsch ist eine jüdische Sprache.“ Keiner der Zuhörer protestierte.¹ Warum auch? Heinrich Heine, Karl Marx, Sigmund Freud, Theodor Herzl, Franz Kafka, Albert Einstein, Martin Buber, Arthur Schnitzler und Joseph Roth, um nur die oberste Riege der jüdisch-deutschen Kultur zu nennen, legten ihre Werke in deutscher Sprache vor und die wurden von Kritikern unterschiedlichster Couleur immer wieder als essentiell jüdische Werke bezeichnet, als Werke also, die aus jüdischem Denken und jüdischem Geist, aus jüdischen Dispositionen und Situationen hervorgingen. In Amerika kursierte unter Juden das bon mot, dass das einzig Jüdische am ehemaligen Präsidentschaftsbewerber Bernie Sanders, die Ideen seien, die er von Karl Marx übernommen habe.

Im Jahr 1982 veröffentlichte der ehemalige Wiener Bruno Bettelheim in New York sein Buch *Freud and Man's Soul* (Freud und die Seele des Menschen). Darin verurteilte er James Stracheys englische Übersetzung der Werke Freuds, weil Strachey Freuds Werke verwissenschaftliche und sie somit ihrer tiefen Menschlichkeit beraube, die unauflöslich mit Freuds meisterhaftem Deutsch verbunden sei. Wenn Strachey das Wort „auftauchen“ mit „to resurface“ übersetze, dann habe er zwar das an-die-Oberfläche-Kommen erfasst, doch das deutsche Wort „auftauchen“ brächte mit sich den Gedanken an tiefe Gewässer, aus denen etwas emporsteige. Und den Satz aus Freuds *Traumdeutung*: „Dass der Ofen ein Weib und Mutterleib ist, wird uns durch die griechische Sage von Periander von Korinth [...] bestätigt“, könne man nicht wiederzugeben als: „That ovens represent women and the uterus is confirmed by ...“. ² Denn ein Mutterleib sei eben keineswegs ein Uterus. Und so weiter. Bettelheim reklamierte für Freud ein Ausloten des Menschseins, das sich von seiner metaphernreichen, alle Tiefendimensionen erfassenden deutschen Sprache nicht trennen ließe.

Die Verbundenheit von Heine, Marx, Freud, Herzl, Buber, Kafka und Einstein mit der deutschen Sprache ist unbestritten. Die deutsche Sprache ist unbedingt Teil ihrer Werke und das Bewusstsein der eigenen jüdischen Identität zählte bei jedem von ihnen zu den Triebfedern ihres Schaffens. Doch aus eins und eins wird hier nicht zwei. Dass diese Männer als Juden dachten und schrieben, macht ihr Deutsch noch keineswegs zu einer jüdischen Sprache.

Was also ist eine jüdische Sprache? Darüber gibt Freud selbst indirekt

Auskunft und zwar in seiner Abhandlung *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten* von 1905. Dort erzählt Freud einen genialen jüdischen Witz: „Zwei Juden treffen in der Nähe des Badehauses zusammen. »Hast du genommen ein Bad?« fragt der eine. »Wieso?« fragt der andere dagegen, »fehlt eins?«³ Der Witz funktioniert auch auf Englisch: Hey, did you take a bath? Why? Is one missing?“ aber ein jüdischer Witz ist es nur auf Deutsch und zwar nur mit der von Freud gewählten invertierten Satzstruktur „Hast du genommen ein Bad?“ Sie reflektiert eine etablierte grammatische Struktur des Jiddischen, das aus historischen Gründen die Klammerfunktion deutscher Verben („hast du ein Bad genommen“) nicht kennt.

Durch diese winzige Umstellung – „hast du genommen ein Bad?“ -- sehen Sie plötzlich zwei Juden in Galizien vor sich; das Badehaus rückt ins Schtetl; der zweite Jude wird die Frage des ersten selbst mit einer Frage beantworten, wie es in jüdischen Anekdoten üblich ist, und er wird versuchen, sein Gegenüber durch ein cleveres Wortspiel und prätendierte Naivität als Retourkutsche für seine impertinente Frage auf die Nase fallen zu lassen. Um eine Sprache jüdisch werden zu lassen, braucht es ein jüdisches Sprachsignal und einen jüdischen kulturellen Kontext.

Dass die althergebrachte Jüdischkeit des Bad-Witzes in Freuds großbürgerlichem Milieu unterdrückt wurde, deutet Freud in einem Wiener Witz an, der den Erzählungen Arthur Schnitzlers entnommen sein könnte. Freud nannte den großen Schriftsteller Arthur Schnitzler, der wie er selbst Jude und Arzt für die Wiener Oberschicht war, seinen literarischen Doppelgänger. Freud schrieb:

„Der Arzt, der gebeten worden ist, der Frau Baronin bei ihrer Entbindung beizustehen, erklärt den Moment für noch nicht gekommen und schlägt dem Baron unterdes eine Kartenpartie im Nebenzimmer vor. Nach einer Weile dringt der Wehruf der Frau Baronin an das Ohr der beiden Männer. »Ah mon Dieu, que je souffre!« Der Gemahl springt auf, aber der Arzt wehrt ab: »Es ist nichts, spielen wir weiter.« Eine Weile später hört man die Kreißende wieder: »Mein Gott, mein Gott, was für Schmerzen!« – »Wollen Sie nicht hineingehen, Herr Professor?« fragt der Baron. – »Nein, nein, es ist noch nicht Zeit.« – Endlich hört man aus dem Nebenzimmer ein unverkennbares: »Ai, waih, waih« geschrien; da wirft der Arzt die Karten weg und sagt: »Es ist Zeit.«⁴

Freuds Witz ist eine abgründige Entlarvung der jungen großbürgerlichen Wiener Gesellschaft, zu der auch viele jüdische Familien zählten: Das gekünstelte Rollenspiel (*Ah mon Dieu, que je souffre!*) zerbricht unter dem physischem Druck und es offenbart sich, wer die Dame im Inneren wirklich ist. In Schmerz oder Wut schreit jeder, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.

In einem weiteren, ähnlich gelagerten Witz thematisierte Freud die jüdische Realität, die er eigentlich im Sinn hatte: „Ein galizischer Jude fährt in der Eisenbahn und hat es sich recht bequem gemacht, den Rock aufgeknöpft, die

Füße auf die Bank gelegt. Da steigt ein modern gekleideter Herr ein. Sofort nimmt sich der Jude zusammen, setzt sich in bescheidene Positur. Der Fremde blättert in einem Buch, rechnet, besinnt sich und richtet plötzlich an den Juden die Frage: »Ich bitte Sie, wann haben wir Jomkipur?« [...] »Aesoi«, sagt der Jude und legt die Füße wieder auf die Bank [bevor er die Antwort gibt].⁵

Das Wort Jom Kippur – ein hebräisches Wort für den jüdischsten aller Feiertage – signalisiert Entwarnung. Der andere ist kein Feind, sondern Gott sei Dank auch ein Jude. Man ist unter sich und damit sicher. *En famille* darf man sich benehmen wie zuhause: Man legt die Füße auf die Polster, löst den Gürtel, öffnet den Kragenknopf. Deutsch ist die Sprache der Selbstdisziplin und Distanz; Jüdisch ist die Sprache der Intimität. Sie riecht nach Zwiebeln und alten Socken. Vom Jüdischen wollten seit den 1840er Jahren ehrgeizige junge Juden weg ins kühle Deutsche, in dem für sie alles nach feiner Seife und gestärkter Wäsche duftete. Sie wollten weit weg von Galizien. Freud, dessen Vater, der Wollhändler Kallamos Jakob, einer chassidischen Familie aus Galizien entstammte, habe sich stilistisch an Goethe orientiert, schrieb Bruno Bettelheim in New York. Für den geborenen Wiener Bettelheim, der wie Freud im Exil starb, war die Vorbildfunktion Goethes so wichtig wie das hohe literarische Lob, das Thomas Mann Freud als Essayisten spendete.

Ist Deutsch also eine jüdische Sprache? Ich denke nicht. Aber nicht weil die Deutschen versucht haben, den Juden das Recht auf diese Sprache zu nehmen, sondern weil dem Deutschen das Jüdische fehlt. Genau das war es ja, was Deutsch für die Juden des 18. und 19. Jahrhunderts so attraktiv gemacht hatte. Deutsch war für sie seit Lessing, Schiller und Goethe, seit Mozart, Beethoven und Schubert, seit Leibniz, Kant und Hegel der Gipfel des Kultivierten und Nicht-Jüdischen. Da wollte man hin.

Machen wir einen Test, ein Gedankenexperiment. Vorgeschlagen hat es der Pädagoge Dr. Anton Rée im Jahr 1844 in seiner Schrift *Die Sprachverhältnisse der heutigen Juden*. Mit dieser Schrift wollte er dazu beitragen, die Sprechweise der deutschen Juden zu korrigieren, weil ihre Eigentümlichkeiten ihnen materiell und kulturell hinderlich seien.⁶ Doch bevor er dem reinen Hochdeutsch das Wort predigte, lud er zu dieser Überlegung ein:

„Klug [...] hätten auch manche der alten Germanen zu den Zeiten des Augustus gehandelt, unsere Muttersprache mit der römischen zu vertauschen, klug wäre es auch von den Polen gewesen, so bald als möglich die russische Sprache anzunehmen. Überhaupt kann ein unterdrücktes Volk nicht Klügeres tun [,] als mit den Gesetzen auch die Sprache des Siegers zu empfangen [...] . Aber Deutsche [und] Polen [...] haben sich für solche Klugheit hübsch bedankt; sie [...] ahnten, daß sich eine Sprache nicht wie eine Weste tauschen läßt, daß sie die Blüte eines eigenen Volkslebens ist [...]. Zwar können wir in unserem Fall [nämlich dem der Juden in Deutschland] nicht von einem selbständigen Volksleben sprechen, aber sollte dem

Juden allein die Mundart [nämlich das Jüdisch-Deutsche] etwas rein Äusserliches sein [und] nicht mit einem reichen inneren Leben zusammenhängen?“

Dr. Anton Rée traf den Nagel auf den Kopf. Eine Sprache bildet sich aus um den Kern des real-gelebten Lebens. Eine jüdische Sprache bildet sich aus um den Kern eines real-gelebten jüdischen Lebens. Sobald ein Jude diesen Kern aufgibt, braucht er auch die jüdische Sprache nicht mehr. Sie wird ihm hinderlich, wie Rée selbst erkannte. Assimilation nennt man diesen Prozess. Arthur Schnitzler beschrieb ihn 1908 für die Wiener Juden in seinem genialen Roman mit dem bezeichnenden Titel *Der Weg ins Freie*.

Was nun ist der Kern des jüdischen Lebens? Die Antwort gibt uns Freud in seinem abgründigen Witz von den beiden Juden im Zug. Das Signalwort, an dem die beiden Juden sich erkennen, der harte Kern ihrer Identität ist das Wort Jom Kippur – ein hebräisches Wort für den heiligsten der jüdischen Feiertage. An ihm bekennen sich die Juden während 25 Stunden des Fastens, der Reue und der Umkehr gemeinsam, als Volk Israel, zu Gott und zum Gesetz, das er ihnen durch Moses übergab. Wie Anton Rée, der selbst ein Jude war, sehr gut formulierte „kann ein unterdrücktes Volk nichts Klügeres tun als mit den Gesetzen auch die Sprache des Siegers zu empfangen.“ Jom Kippur ist der Siegestag Gottes. Sein Gesetz, durch Moses übermittelt, ist in hebräischer Sprache überliefert, somit kommt ein Jude um die hebräische Sprache nicht herum. Sie ist die jüdischste aller Sprachen; sie ist der innerste Kern der jüdischen Identität.

In Freuds jüdischem Witz ist dieser Kern nur in einen einzigen hebräischen Wort präsent: Jom Kippur. Der deutsch-sprachige Jude im Zug muss den Tag erst im Kalender errechnen und weiß nicht, ob er richtig liegt; der jüdisch-sprechende Jude hat das Datum des Tages sofort parat.

Eine jüdische Sprache, soviel können wir jetzt schon einmal sagen, entsteht, wenn Juden jüdisch leben; und das jüdische Leben wurde bis zur Gründung des Staates Israels bestimmt durch das mosaische Gesetz in hebräischer Sprache. Zu dieser Erkenntnis, dass die jüdische Religion, also ein Leben in Einklang mit der Torah, den Kern jeder jüdischen Sprache ausmacht, kam schon der berühmte Philologe Matthias Mieses in seiner Studie *Die Entstehungsursache der jüdischen Dialekte*, die er 1915 in Wien veröffentlichte. Matthias Mieses starb 30 Jahre später, am 18. Januar 1945, an Erschöpfung auf einem Gewaltmarsch vom KZ Plaszów bei Krakau zum Lager Gleiwitz.

Schauen wir uns nun die älteste jüdische Sprache an: Hebräisch. Das Alt-hebräische war eine kanaanitische Mundart in einem Dialektkontinuum, das auch Moabitisch, Ammonitisch, Edomitisch, Ugaritisch und Phönizisch umfasste. In diesen Wörtern erkennen sie die Nachbarn der alten Israeliten. Ruth, die Großmutter König Davids, war eine Moabiterin. Dass wir das Althebräische heute für

eine literarische Hochsprache halten, hat damit zu tun, dass der *Tanach*, die 24 Bücher also, die Sie als *Altes Testament* kennen, im wesentlichen in althebräischer Sprache abgefasst ist. Das Alte Testament ist eine Anthologie religiöser und weltlicher Texte, die über einen Zeitraum von 1200 Jahren entstanden. Zu Beginn der Schriftlichkeit im ersten Jahrtausend vor Christus wurde Hebräisch mit phönizischen Buchstaben geschrieben. Nach der Zerstörung des Tempels in Jerusalem im Jahr 586 v. Chr. lebten die meisten Juden im babylonischen Exil und die dortige Amtssprache, das Aramäische, kam unter den Juden in Umlauf. Aramäisch war bis in die Zeit der Apostel die Weltsprache des Alten Orients; sie war damals, was Englisch heute ist. Im babylonischen Exil übernahmen die Juden die aramäische Quadratschrift für ihre heiligen Texte. Was wir heute als hebräische Schrift kennen, war einmal die Schrift der Aramäer. Im babylonischen Exil entstanden die letzten Texte der jüdischen Bibel. Die Bücher Daniel und Esra zum Beispiel, von denen einige Teile in aramäischer Sprache sind. Auch nach der Rückkehr aus dem Exil und dem Wiederaufbau des Tempels in Jerusalem blieb Aramäisch die Umgangssprache der Juden; Hebräisch wurde allerdings auch weiterhin als Sakralsprache gepflegt. Ein gebildeter Jude zur Zeit Jesu, der Historiker Flavius Josephus zum Beispiel, der in Rom lebte, würde wenigstens vier Sprachen zur Verfügung gehabt haben: Hebräisch, Aramäisch, Griechisch und Latein; sehr wahrscheinlich verstand er auch etwas Ägyptisch.

Mit der Zerstörung des zweiten Tempels in Jerusalem im Jahr 70 nach Christus verloren die Juden ihr materielles und geistiges Zentrum. Die Schriftgelehrten zogen sich nach Galiläa zurück, um dort alles aufzuschreiben, was bislang nur mündlich überliefert worden war: also die gesamte Rechtsprechung, die das jüdische Leben regelte: Wer muss welche Abgaben leisten, welche Rechte hat eine Frau bei der Scheidung, welche Rechte haben ein Landarbeiter, ein Sklave, ein Bettler, ein Kind? Wenn ein Ochse jemanden verletzt, welchen Schadensersatz muss der Besitzer leisten? Gesetzestexte aller Art entstanden als Auslegungen der ersten Gesetze, die Moses vom Berg Sinai mitgebracht hatte und die im 3., 4. und 5. Buch Mose, also in Leviticus, Numeri und Deuteronomium überliefert sind. Die Rabbinen schrieben die erinnerten Gesetzesdiskussionen in aramäischer Sprache auf. So wurde Aramäisch zur zweiten großen jüdischen Sprache. Die Gelehrten füllten 6200 Seiten, die sie auf 60 Bände verteilten. Diese Sammlung von Gesetzestexten wurde als Talmud zum lebenserhaltenden Herz der jüdischen Identität. In Mesopotamien selbst ging Aramäisch unter; es wurde durch Arabisch verdrängt. Bis zum Sommer 2014 gab es noch etwa 300,000 Menschen, die so sprachen wie Jesus vor 2000 Jahren. Der Islamische Staat (ISIS) begann im August 2014 diese letzten Reste zu zerstören.

Das Jahr 70 nach Christus war für die Juden eine Stunde Null, in der sich das Judentum radikal von einem in einem Tempel praktizierten religiösen Kult zu einer moralischen und intellektuellen Lebensweise wandelte, die ihr Zentrum nur noch in einer schriftlichen Überlieferung hatte. Da es den Tempel mit den Tieropfern und der Anwesenheitspflicht nicht mehr gab, konnten die Juden nun überall leben. Sie verbreiteten sich als Händler und Handwerker durch das gesamte

Römisches Reich und dann weit über seine Grenzen hinaus. Ihre Heimat nahmen die Juden in der Form von Gesetzestexten in hebräischer und aramäischer Sprache mit. Die Juden lernten die Sprachen ihrer Umwelt und versetzten sie mit hebräischen und aramäischen Wörtern. So entstand im Verlauf von Jahrhunderten eine Vielzahl von jüdischen Mundarten: Judeo-Spanisch, Judeo-Arabisch, Judeo-Italienisch, Jüdischdeutsch und viele andere. Doch die grenzübergreifende Sprache zwischen den Juden im internationalen Briefverkehr und in jeder Art von Literatur blieb das Hebräische (die Ausnahme war Spanien, wo jüdischen Intellektuelle wie der Arzt Maimonides in arabischer Sprache schrieben). Im christlichen Europa der Spätantike und des Mittelalters dominierten indessen die Volkssprachen und Latein.

Dass es die Juden noch gab, wurde für die Christen im Mittelalter zum Problem, denn das Christentum verstand sich ja als Überwinderin des Judentums; als Weg zur Erlösung, der allen Gläubigen offenstand, nicht nur dem ausgewählten Volk. Dass die Juden dagegen als Vertreter des Alten Bundes auf ihrer Eigenständigkeit und ihrem alten Weg zu Gott bestanden, war irritierend. In Paris machte man darum im Jahr 1240 dem Talmud den Prozess. Er war die Quelle der „perfiden Halsstarrigkeit der Juden“. Der Talmud wurde verurteilt und verbrannt. Das war im Prinzip völlig richtig, denn der Talmud ist die Quelle der jüdischen Identität. Später verbrannte man dann die Juden selbst, das war sozusagen der direktere Weg. Die Linien von 1240 bis 1940 sind ja leider nur allzu klar, auch wenn die Juden sich in den dazwischen liegenden Jahrhunderten darum bemühten, etwas weniger jüdisch zu erscheinen. Besonders brutal waren die Juden-Verbrennungen 1510 in Berlin und 1540 in Lissabon. Martin Luther lieferte dazu noch 1543 die rechtfertigende ideologische Untermauerung in seiner Schrift „Von den Juden und ihren Lügen.“

Doch während Martin Luther wetterte, passierte etwas Einzigartiges. Die Renaissance brachte die Entdeckung der antiken Sprachen als Quellen authentischer Weisheit. Auch das Hebräische wurde neu entdeckt. Christliche Intellektuelle erkannten plötzlich, dass Hebräisch die Sprache war, in der Gott mit Adam und Eva sprach und in der er sich Moses offenbarte.

Der große Johann Reuchlin hatte das in Italien von den jüdischen Kabbalisten erfahren. Reuchlin, der 1455 in Pforzheim als Sohn des Klostersverwalters geboren wurde und der nach jahrelanger Schulung in Frankreich zu einem der bedeutendsten Juristen, Diplomaten und Philosophen der deutschen Renaissance aufstieg, begab sich schon in den späten 1480er Jahren auf die Suche nach der *hebraica veritas*, der Erkenntnis der Wahrheit, die in der hebräischen Sprache verborgen sein musste, denn sie war ja wohl die Sprache Gottes. Reuchlin schrieb eine hebräische Grammatik (1506) und zwei kabbalistische Traktate (1494 und 1517). Er war tief fasziniert von den intellektuellen Dimensionen einer Sprache, mit deren Hilfe der Eingeweihte die Engel hervorrufen konnte. Durch die hebräische Sprache kam man Moses und Gott so nahe sein wie sonst nirgends. Reuchlin erglühete in Sehnsucht; nichts war ihm wichtiger, als

ganz in der hebräischen Sprache aufgehen zu können, um schon im Diesseits Teil zu haben an der Zauberwelt des göttlichen Jenseits'.⁷

Freud hätte über Reuchlins Enthusiasmus vielleicht ein bisschen gelacht, weil er ja Moses für einen Ägypter hielt. In der Tat interpretierten einige der Rabbinen das Stottern, an dem Moses litt, als Metapher für die Tatsache, dass für den im Ägyptischen erzogene Moses Hebräisch eine Fremdsprache war. Ob die Juden in Ägypten überhaupt Hebräisch sprachen, ist in der Tat fraglich. Und so heißt es denn auch im *Midrasch Tanchuma* (einem berühmten Torah Kommentar): „Als der Heilige kam, um Israel die Torah zu geben, sprach Gott: ‚Ich [anokhi] bin der Herr Euer Gott.‘ Rabbi Nechemia sagte: ‚Was für ein Wort ist *anokhi*? Es ist ein ägyptisches Wort. Wenn in Ägypten ein Mann zu seinem Freund „ich“ sagen wollte, sagte er *anokhi*.“ Das ist ein starkes Signal der Rabbinen, aus der hebräischen Sprache keinen Fetisch zu machen. Genutzt hat das nicht viel. Die Verbindung zwischen jüdischem Denken und hebräischer Sprache wurde unauflöslich. Als der in Berlin geborene Erforscher der Jüdischen Mystik Gershom Scholem 1917 die jiddische Sprache definieren sollte, schrieb er : „Die innere Form des Jiddischen, dessen oberste [...] geistige Ordnungen nicht ihm selber, sondern dem Hebräischen entstammen, ist eine Abbildung des hebräischen Sprachgeistes im Deutschen [...]“. Das dürfte wohl insgesamt die beste Definition einer jüdischen Sprache sein. Die Sprache reflektiert das jüdisch-gelebte Leben.

Reuchlins reformatorisch gesinnte Kollegen waren übrigens sehr viel pragmatischer als er selbst. *Ad fontes*, zurück zu den Quellen, hieß die Devise der Protestanten. Sie lernten Hebräisch, damit sie selbständig die Bibel lesen konnten und nicht mehr auf katholische Lehrmeinungen angewiesen waren. Der Reformator Paulus Fagius holte sich 1541 sogar den jüdischen Grammatikspezialisten Elia Levita von Venedig in seine neue Druckerei nach Isny und bat ihn, alle seine hebräischen und aramäischen Grammatiken noch einmal in Isny zu drucken und auch was er sonst noch so an Manuskripten habe. Kein Autor lässt sich das zweimal sagen. Darum überquerte Elia Levita im Winter 1540 mit zwei Enkeln die Alpen und erreichte im Januar 1541 die freie Reichsstadt Isny.

Wie schon gesagt, waren diese Jahre für die Juden gerade einmal wieder eine schlimme Zeit, auch in Süddeutschland. In der Osterzeit des Jahres 1540 war im winzigen Dorf Sappendorf bei Eichstätt die verstümmelte Leiche eines Bauernjungen gefunden worden. Zwei Juden aus dem nah gelegenen Titting wurden des Ritualmords beschuldigt. Die Bevölkerung hielt die Schuld für ausgemacht. Trotzdem ordnete der Bischof von Eichstätt ein Gottesgericht an. Die Juden der weiteren Umgegend wurden vorgeladen. Wider Erwarten entsprang der Kindsleiche in der Gegenwart der Juden kein Blut. Die zwei Juden aus Titting musste man laufen lassen. Unter den nach Eichstätt Geladenen waren auch zwei Juden aus Sulzbach. Während des Prozesses überreichten sie den bischöflichen Räten eine anonyme Verteidigungsschrift, die prinzipiell die Absurdität und Unhaltbarkeit der Ritualmordbeschuldigung bewies. Die anonyme Schrift stamm-

te vom Nürnberger Reformator Andreas Osiander, ein Schüler Reuchlins und wie Reuchlin ein Kenner und Verehrer der hebräischen Sprache. Osianders Sprachlehrer war jahrelang der Jude Wölflin aus Schnaittach gewesen, für den Osiander 1529 die Erlaubnis erwirkt hatte, nach Nürnberg ziehen zu dürfen, wo schon seit 1499 kein Jude mehr hatte leben dürfen, damit Wölflin ihn im Aramäischen unterrichten könne. Der verblüffte Bischof von Eichstätt legte die ihm überreichte anonyme Verteidigungsschrift, die sich auf eine Ritualmordanklage von 1529 bezog, dem Theologen Johann Eck zur Beurteilung vor. Johann Eck sah sofort, dass die Schrift von Osiander stammen musste, mit dem er 1539 in einen bösen Streit geraten war. Eck antwortete dem „Judenvater“ Osiander 1541 mit seiner Schrift *Ains Judenbüechelins Verlegung*, in der er Osiander als erkauften Judenschützer entlarvte und seinen Lesern die Juden vor Augen führte wie sie wirklich waren: tückisch, falsch, meineidig, diebisch, rachsüchtig, blutgierig, verräterisch, mörderisch und gotteslästerlich. Ritualmord, Wucher und Hostienfrevl waren mindere Delikte auf dem Weg zum großen Ziel der Juden: Kirchenspaltung und Weltherrschaft.⁸ Martin Luther nannte Johann Eck das „Schwein aus Ingolstadt“, aber nicht weil ihn Ecks Antijudaismus plagte. Eck forderte, dass die Juden ein Zeichen tragen sollten, um sie von den Christen zu unterscheiden. Paulus Fagius in Isny betonte immer wieder, dass *sein* Jude anders war. Elias Levita verstand die Zeichen der Zeit. Wenn einer betonen muss, dass *sein* Jude anders ist, war es Zeit zu gehen. Levita kehrt noch im Herbst 1542 nach Venedig zurück.

Als Abschiedsgeschenk für Fagius verfasste Levita ein viersprachiges Wörterbuch mit dem Titel *Shemot Devarim* (Die Namen der Wörter). Für 1039 Wörter präsentierte Levita die deutschen, lateinischen, hebräischen und jüdischen Entsprechungen. Das Buch sollte Fagius und seinen Schülern helfen, hebräische Konversation zu treiben. An den Schluss stellte Levita eine Einführung in die Gruss- und Höflichkeitsformen der hebräischen Sprache: „Wenn Du bei einem in die Stube trittst, so sage: „*Shem imekha*. [...] Wenn einer etwas gut gemacht hat, sage: *Yasher koakh*.“⁹ Und so weiter. Der scheinbare Widerspruch, einerseits hebräische Konversation zu treiben und auf jüdische Weise zu grüßen und andererseits, die Juden auszugrenzen und überhaupt loswerden zu wollen, löst sich auf in der Erkenntnis, dass das wichtigste Ziel der christlichen Hebraisten war, den Platz der Juden zu einzunehmen. Wenn man Hebräisch konnte, brauchte man die Juden nicht mehr. Man hatte dann selbst einen heißen Draht zu Gott. Man konnte dann außerdem die biblischen Texte so auslegen, wie es der christlichen Lehrmeinung entsprach, und man konnte den Juden ihre theologischen Fehler vor Augen zu führen, um sie dann zum wahren Glauben zu bekehren. Das Ziel aller christlichen Hebraisten war, die Bekehrung der Juden und die Auslöschung des Alten Bundes, damit der Neue sich erfülle. Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden Hunderte von hebräischen Grammatiken und Dutzende von Lehrbüchern, die die jüdisch-deutsche Sprache enträtselten,¹⁰ um Juden-Missionaren den Zugang zu den Juden zu erleichtern. Faktisch beobachtet lässt sich, dass mit dem Anstieg des vermeintlichen Wissens über die Juden im 16., 17., und 18. Jahrhundert auch der real praktizierte Antisemitismus zunahm. Denn eines war völlig klar, aufhalten ließ sich der wirtschaftliche und sozi-

ale Aufstieg der Juden nicht mehr, denn sie finanzierten mit Ihren Darlehen den exorbitanten Konsum der Aristokratie. Der Adel brauchte die Juden. Einige von ihnen, die sogenannten Hofjuden, die als Bankiers fungierten, kamen zu Reichtum. Erinnert sei hier noch an das Schicksal des Hofjuden Joseph Ben Issachar Süsskind Oppenheimer, den man 1738 in Stuttgart auf einer öffentlichen Richtstätte mit einem Strick erdrosselte und dessen Leichnam man danach in einem Käfig zu Schau stellte, bis Frankfurter Juden für seine Auslösung bezahlten.

Das 16. und 17. Jahrhundert waren Epochen großer sozialer Umwälzungen. In dieser Zeit waren die Juden am wenigsten in die deutsche Gesellschaft integriert und das Deutsch der Deutschen und die deutsche Mundart der Juden drifteten noch weiter auseinander. Die deutsche Schriftsprache entstand (in deren modernster Form ich jetzt gerade zu Ihnen spreche), während die Juden in ländlichen Enklaven (zum Beispiel in Gailingen), sowie in Galizien, Polen und der westlichen Ukraine ihre deutsche Mundart weiterentwickelten. Von den oberdeutschen Mundarten ausgehend, entstand in Osteuropa die jiddische Sprache mit ihren eigenen grammatischen Strukturen. In Deutschland hingegen starb im Verlauf des 18. Jahrhunderts die jüdisch-deutsche Mundart aus. Der wirtschaftliche Aufstieg und die damit verbundene Assimilation der deutschen Juden begannen. Ephraim Lessings Komödie *Die Juden* von 1749 nahm die neue Wirklichkeit vorweg. Auf dem Höhepunkt von Lessings Stück stellt sich heraus, dass der Held, ein kluger und gebildeter Reisender, der einen Baron und seine Tochter zweimal vor Unheil bewahrt und dem der Baron schließlich die Tochter zur Frau geben will – dass dieser sympathische junge Mann ein Jude ist. Der Baron vergeht vor Entsetzen.

Das Stück fiel durch und zwar wegen der „allzu unwahrscheinliche[n] Schilderung eines edelmütigen Juden.“ Als bedrohlich empfand das Publikum, dass man einen Juden von einem Deutschen nicht mehr unterscheiden konnte. Denn der Jude sprach reines Deutsch. Das wurde im Verlauf des 18. Jahrhunderts zunehmend zur Realität. Lessings Freund Moses Mendelssohn übersetzte die Fünf Bücher Mose ins Hochdeutsche und forderte seine Glaubensgenossen auf, sich um hohe Bildung und bestes Deutsch zu bemühen. Gerade in seiner eigenen Familie gelang die Assimilation so gut, dass Moses Mendelssohn selbst keine jüdischen Enkel mehr hatte. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts entstand in Deutschland ein jüdisches Großbürgertum, das zur kulturellen und finanziellen Elite gehörte und die deutsche Kultur wesentlich förderte. Man darf hier an Thomas Manns hochkultivierten Schwiegervater Alfred Pringsheim erinnern, der zu den Bewunderern Richard Wagners und den Förderern Bayreuths gehörte.

Im Gegenzug zur Assimilation der Juden an die deutsche Sprache und Kultur entstand in den Schriften deutscher Autoren seit dem frühen 19. Jahrhundert eine diffamierende jüdische Fantasiensprache. So etwa in Karl Boromäus Alexander Sessas Posse *Die Judenschule* (1813); so in den einem Itzig Feitel Stern zugeschriebenen Pamphleten aus den 1830er Jahren; so in Gustav Freytags Roman *Soll und Haben* (1855), so auch in Richard Wagners Aufsatz „Das

Judentum in der Musik“ (1850, 1869).

Wagner beschrieb seine Wahrnehmung der jüdischen Sprache so: „Der Jude, der bekanntlich einen Gott ganz für sich hat, fällt uns im gemeinen Leben zunächst durch seine äußere Erscheinung auf, die gleichviel welcher europäischen Nationalität wir angehören, etwas dieser Nationalität unangenehm Fremdartiges hat: wir wünschen unwillkürlich mit einem so aussehenden Menschen Nichts gemein zu haben [...] Ungleich wichtiger ist jedoch die Beachtung der Wirkung auf uns, welche der Jude durch seine Sprache hervorbringt [...] Der Jude spricht die Sprache der Nation, unter welcher er von Geschlecht zu Geschlecht lebt, aber er spricht sie immer als Ausländer [...] Insbesondere widert uns aber die rein sinnliche Kundgebung der jüdischen Sprache an. Es hat der Kultur nicht gelingen wollen, die sonderliche Hartnäckigkeit des jüdischen Naturells in Bezug auf Eigentümlichkeiten der semitischen Aussprechweise durch zweitausendjährigen Verkehr mit europäischen Nationen zu brechen. Als durchaus fremdartig und unangenehm fällt unserem Ohr zunächst ein zischender, schrillender und murksender Lautausdruck der jüdischen Sprechweise auf: eine unserer nationalen Sprache gänzlich uneigentümliche Verwendung und willkürliche Verdrehung der Worte und Phrasenkonstruktionen gibt diesem Lautausdruck vollends noch den Charakter eines unerträglich verwirrenden Geplappers, bei dessen Anhörung unsere Aufmerksamkeit unwillkürlich bei diesem widerlichen Wie, als bei dem darin enthaltenen Was der jüdischen Rede verweilt [...] Hören wir einen Juden sprechen, so verletzt uns unbewußt aller Mangel rein menschlichen Ausdrucks in seiner Rede: die kalte Gleichgültigkeit des eigentümlichen „Gelabbers“ in ihr steigert sich bei keiner Veranlassung zur Erregtheit höherer, herzdurchglühter Leidenschaft. Sehen wir uns dagegen im Gespräch mit einem Juden zu diesem erregten Ausdrucke gedrängt, so wird er uns stets ausweichen, weil er zur Erwidern unfähig ist. Nie erregt sich der Jude im gemeinsamen Austausch der Empfindungen mit uns, sondern uns gegenüber, nur im ganz besonderen egoistischen Interesse seiner Eitelkeit oder seines Vorteils.“¹¹

Man steht fassungslos vor diesen Sätzen und fragt sich, was Wagner wohl veranlasst haben mag, sie zu schreiben. Was haben die Juden ihm getan? Gut, jüdische Komponisten waren in Paris erfolgreicher als er. Aber kann blanker Neid einen Mann zu solchen Sätzen veranlassen? Ich zitiere sie so ausführlich, weil wir heute wieder global mit ekelhaften Sätzen über Juden zu tun haben, die keiner Realität entsprechen. Unsere Aufgabe wird immer sein müssen, nach den Ursachen solcher Sätze zu fragen. Was veranlasst den Sprecher, das zu sagen. Was will er erreichen? Wagners Sätze hatten ihre Fortsetzung in irrationalen Slogans wie: „Die Juden sind unser Unglück.“ Eine Studie der Freien Universität Berlin vom Juli 2016 stellt fest, dass 34% der Menschen in der deutschen links-extremen Szene den Satz bejahen, Juden seien „geld- und raffgierig.“¹²

Um meine Überlegungen zur jüdischen Sprache nun zu Ende zu führen, sei gesagt, dass es zur Zeit von Wagners Aufsatz in Deutschland die deutsch-jüdische Sprache, das sogenannte Westjiddische, bis auf wenige ländliche Rest-

gebiete ausgestorben war. Deutsche Juden sprachen und schrieben Deutsch. Dafür hatte sich die deutsch-jüdische Mundart im Osten zu einer ungemein reichen Literatursprache entwickelt. Im Jahr der Neuauflage von Wagners Aufsatz, 1869, erschien in Zhitomir der Roman *Fishke der Krummer* des witzigen Romaniers Sholem Yankev Abramovitsh, der unter seinem Pseudonym Mendeley der Buchhändler zu einem der verehrtesten Autoren der jüdischen Welt wurde. Über seine Welt und seine Werke habe ich ein Buch geschrieben. Vor zwei Jahren haben Martin Walser und ich genau an dieser Stelle und zu diesem Anlass aus dem Werk Mendeleys auf Jiddisch und auf Deutsch vorgelesen.

Ich will Martin Walser heute noch einmal meinen Dank dafür aussprechen, dass er sich so intensiv mit der jiddischen Welt auseinandergesetzt hat. Soweit ich sehe, ist er bislang der einzige deutsche Autor, der sich nach 1945 in die jiddische Literatur eingelesen und darüber berichtet hat. In Martin Walsers eigenem Buch über Abramovitsh schrieb er:

„Es wäre zu armselig, wenn wir überhaupt nicht mehr wahrnehmen, erleben könnten, was Jiddisch ist. Meine Empfehlung: so langsam lesen wie noch nie. Den Wörtern die Chance geben, in uns ein Echo zu wecken. Ich hoffe, es gehe jedem Leser so: man möchte diese Sprache sprechen. Man möchte nachsagen können: *Es vilt zikh mir oysgisn do mayn harts, mayn biter harts*“ (80). Walser fährt fort: [Gegen Ende seines Lebens antwortet] Abramovitsh [...] schreibend nicht mehr auf Aktuelles, ist aber leidenschaftlich mit der Liebeserklärung an sein Volk beschäftigt. (90) [...] Durch ihn und seine Sprache lernt ein ganzes Volk, Ja zu sagen zu sich. In seiner hundertfältigen Genauigkeit kommen alle Töne vor von Trauer bis zur Komik, und alle sind der Ausdruck einer Liebe, die zu allem fähig ist, außer zur Verurteilung. Im Gegenteil, Abramovitsh feiert sein Volk durch seine Genauigkeit [...] Mit Lachen und Weinen reagierten seine Zeitgenossen [auf seine Romane]. [...] Er hat [seine Leser] glücklich gemacht. Sie sahen sich [in seinen Werken] gefeiert wie nie zuvor. Das erlebe ich noch heute“ (105).¹³ Ein größeres Lob für die erstaunlichste Sprachschöpfung der jüdischen Moderne, das Ostjiddische, ist nicht möglich. Auf solche Worte aus dem Mund eines deutschen Schriftstellers musste man lange warten. Aber jetzt sind sie da und drücken eine Verbundenheit aus, die wir heute alle brauchen.

Ich danke Ihnen.

¹ Chaim Noll, „Deutsch ist eine jüdische Sprache.“ Jüdische Rundschau 8. Juni 2015, <http://juedischerundschau.de/deutsch-ist-eine-juedische-sprache-135910099/>, besucht am 13. Juli 2016.

² Bruno Bettelheim, *Freud and Man's Soul* (New York: Vintage Books, 1984), Kapitel 8; <http://suraj.lums.edu.pk/~ss182/Books/Bruno%20Bettelheim%20--%20Freud%20and%20Man's%20Soul.html>, besucht am 13. Juli 2016.

³ Sigmund Freud, *Der Witz und seine Beziehung zum Ungewußten* (Frankfurt: Fischer, 1978), 39.

⁴ Freud, *Der Witz*, 65.

⁵ Freud, *Der Witz*, 64-65.

⁶ Max Weinreich, *Geschichte der jiddischen Sprachforschung*. Hg. Von Jerold Frakes (Atlanta, Georgia: Scholars Press, 1993), 9.

⁷ Ludwig Geiger, *Das Studium der Hebräischen Sprache in Deutschland vom Ende des XV. Bis zur Mitte des XVI. Jahrhunderts in Deutschland* (Breslau: Schlettersche Buchhandlung, 1870), 23-4-; S. A. Hirsch, "Johann Reuchlin, The Father of the Study of Hebrew among Christians." *The Jewish Quarterly Review* vol 8 (1896), 445-470; Frances Yates, *The Occult Philosophy in the Elizabethan Age*. 1979 (London: Routledge Classics, 2001), 27-32; Jerold C. Frakes, *The Cultural Study of Yiddish in Early Modern Europe* (New York: Palgrave Macmillan, 2007), 2-3.

⁸ Moritz Stern, Hg., *Andreas Osianders Schrift über die Blutbeschuldigung* (Kiel: H. Fiencke, 1893), ix; Wolfgang Benz, *Die Protokolle der Weisen von Zion. Die Legende von der jüdischen Weltverschwörung* (München: Beck, 2007), 52.

⁹ Elia Levita und Paulus Fagius, *Shemot devarim / Nomenclatura hebraica* (Isny 1542), ohne Seitenzählung; die Konversationsanweisung ist auf den letzten drei Seiten abgedruckt; dazu auch, Jerold C. Frakes, *Early Yiddish Texts* (New York: Oxford University Press, 2004), 191-192.

¹⁰ Frakes, *The Cultural Study of Yiddish in Early Modern Europe*, 4, 5.

¹¹ Richard Wagner, *Das Judentum in der Musik* (Leipzig: Weber, 1869), 13-16.

¹² "Einstellungen, Feindbilder, Hassbotschaften. Wissenschaftler der Freien Universität Berlin präsentieren Ergebnisse eines Forschungsprojektes zu linksextremen Haltungen und Feindbildern; http://www.fu-berlin.de/presse/informationen/fup/2016/fup_16_251-folgestudie-linksextremismus/index.html , besucht am 18. Juli 2016; Marcel Leubecher, "Der verschwiegene Antisemitismus der deutschen Linken." *Die Welt* , 18. Juli 2016, http://www.welt.de/politik/deutschland/article157108767/Der-verschwiegene-Antisemitismus-der-deutschen-Lin-ken.html?wtmc=newsletter.wasdiweltbewegt.newsteaser...standardteaser&r=16558506361635&lid=550365&pm_in=538718 , besucht am 18. Juli 2016.

¹³ Martin Walser, *Shmekendike Blumen. Ein Denkmal / a dermonung für Sholem Yankev Abramovitsh* (Hamburg: Rowohlt, 2014), 80, 90. 105.